

Oliver Steger
Jazz und Frieden

Roman

VERLAG
WORTREICH

Als er die Augen schloss, traf ihn die ganze Wucht der Musik mitten ins Herz. Dieser Moment sollte sein Leben verändern, denn es war jener Augenblick, der ihn dazu bewog, Musiker zu werden.

Haben Sie jemals die Band Frank Zappas live gesehen? Ich meine diese Konzerte Mitte der achtziger Jahre: eine perfekte Balance zwischen Songwriting, auskomponierten Instrumental- und jazzigmodalen Soloteilen?

Max war dabei und selbst heute noch, nach all den Jahren, schließt er seine Augen, wenn er der Musik nahe sein möchte. Obwohl es für das Publikum oft verstörend wirkt, ist es doch der Zustand, in dem er sich am besten konzentrieren kann.

Wir reden von Jazz, einer Musik, die im Moment entsteht und bei deren Ausübung man mit allen verfügbaren Sinnen wach sein sollte.

Wachsein mit geschlossenen Augen, das fühlt sich gut an.

Max nimmt seinen Kontrabass und hievt ihn aus dem Kofferraum, er lehnt das Instrument an die Wagenseite, um seine Tasche vom Beifahrersitz zu nehmen.

Das Konzert heute Abend war eigentlich ein Witz. Aber so, wie sich die ganze Jazzszene in den letzten Jahren entwickelt, bleibt sowieso kein Stein auf dem anderen.

»Auf jeden Fall weitermachen«, denkt er, als er das Instrument nach Hause schleppt. »Das ist das eigentlich Groteske an dieser Angelegenheit, ich spiele so gut wie nie zuvor und trotzdem ist es viel schwerer geworden, ansprechende Konzertengagements zu bekommen.«

Dabei gab es eine Zeit, wo Max fast täglich Konzerte spielte. Manchmal sogar mehrmals am Tag.

›Jazz zum Tanzen‹ war der Werbeslogan der angesagten Band, mit der Max viel unterwegs war. Dazu fällt einem zuerst wahrscheinlich eine Big Band ein, die in einem New Yorker Tanzlokal aufspielt. Die Band, in der Max spielte, war aber im Wien der späten neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts angesiedelt, gerade zu einem Zeitpunkt, als die Musiker der Stadt die Wiener Elektronik entwickelten, einen Stil, der wenig später weltbekannt wurde.

So kam es, dass die Jazzcombo *Cafe Helga* diesen jungen elektronischen Sound mit ihren akustischen Instrumenten verarbeitete und damit improvisierte. Gepaart mit der Energie live spielender Musiker kam dieser Stil beim Publikum sehr gut an. Die meisten Zuhörer hatten noch nicht einmal echte Instrumente gesehen, geschweige denn gehört, und staunten nicht schlecht über den ›Old School‹ Zugang dieser Band.

Er sperrt die Eingangstür zu seiner Wohnung auf, stellt das Instrument in den Musikraum und setzt sich in den Schaukelstuhl. Max blickt in das dunkle Zimmer und genießt die Ruhe. Die Straßenbeleuchtung wirft surreale Schatten seiner Kontra- und E-Bässe an die Zimmerwand.

Eine seltsame Stille liegt in der Luft.

»Irgendetwas stimmt hier nicht«, murmelt Max in seinen Dreitagebart.

Ein kurzer Rundgang durch die Wohnung ist die Folge und nach wenigen Schritten weiß er, was da nicht stimmt.

Die Schlafzimmertür ist offen, das Doppelbett und das kleine Bett seiner Tochter leer, dafür liegt darauf ein Zettel:

»*GOODBYE PORK PIE HAT*, deine Mädels.«

Was ist jetzt los?«, denkt Max, öffnet die Augen und wird aus seinem wohligen Gedankenkonstrukt herausgerissen. Er nimmt die Kopfhörer ab, schlaftrunken sieht er seinen Vater beim Lichtschalter stehen. Der hat offenbar stroboskopähnliche Lichtspiele veranstaltet, nachdem er seinen Sohn mit Zurufen nicht erreicht hat.

»Leiser!«, murmelt der genervt, »Es ist mitten in der Nacht, ich kann nicht schlafen, wenn du so laut Musik hörst.«

»Aber ich hab eh die Kopfhörer...«, das hört der Vater nicht mehr, ist schon wieder verschwunden.

Max wundert sich: Komisch, dass der die Musik trotz Kopfhörer ins Schlafzimmer nebenan hört? Jetzt erst merkt er, wie laut die Kopfhörer im Zimmer dröhnen und nimmt den Arm von der Langspielplatte.

Schade, jetzt war es gerade am schönsten. Mit *Black Sabbath: Hole in the Sky* und der Vorstellung, mit dieser Band auf der Bühne zu stehen, hatte er einen angenehmen Dämmerzustand erreicht, der brutal unterbrochen wurde.

Der dreizehnjährige Max hat sich mit diesem einfachen Hilfsmittel seine eigene Traumwelt geschaffen.

Wenn zum Beispiel der Vater morgens um fünf Uhr dreißig die Wohnung verlässt, bleiben ihm noch gute ein- einhalb Stunden, bevor er zur Schule muss.

Mit Kopfhörern sitzt er dann, einen Schlagzeuger imitierend, am Couchtisch im Wohnzimmer. Dazu eignet sich der Tisch auf Grund seiner perfekten Höhe bestens.

Deep Purple, Thin Lizzy, Black Sabbath, AC/DC und *Led Zeppelin* sind die Bands seiner Wahl, die waren sogar damals schon ein bisschen ›retro‹, aber dafür musikalisch interessant.

Gute Grooves, lange Soloteile und packende Riffs.

»Das Beste an dieser Musik sind die Riffs!«, denkt Max.

»Sobald der Song einen anderen Teil erreicht und das Riff aufgegeben wird, verliert die Musik ihre Spannung.«

So kann es schon mal vorkommen, dass Max immer nur dieselbe Sequenz in Schleife hört. Aber nicht, so wie man das heutzutage macht, auf dem MP3-Player einen Loop einstellen und dann eine Stunde lang dazu joggen. Nein, man darf sich das so vorstellen: Plattenarm hoch, Nadel zurücksetzen und mit Adlerblick die richtige Stelle in der Vinylrille erahnen. Dann Arm runter und... oje, schon wieder etwas zu früh, Stimmung beim Teufel. Gedankenstark, vergleichbar mit einer buddhistischen Übung, kann Max den vorher erreichten Gemütszustand aber wieder herstellen, sobald die richtige Stelle auf der Platte erklingt.

Max ist seit wenigen Wochen Schlagzeuger einer Schulband. Zumindest in seiner Phantasie, denn die Kinder haben eine Band gegründet, die bisher noch nie zusammen gespielt hat. Wie denn auch, ohne Instrumente? Man könnte eigentlich sagen, dass die Bandgründung einen Ausdruck der Begeisterung für diese Musik darstellt.

Ähnlich ihrer Begeisterung für den Fußballsport: »Fußball, Weiber und Bier, an nix anderes denken wir!«, sangen schon *Drahdiwaberl* in ihrer Persiflage auf Hardrockfans. Max findet diesen Songtext nicht zutreffend, denn immerhin mag er *Drahdiwaberl*, Hardrock und Fußball und ist außerdem noch ein feinsinniger Zeitgenosse, der sehr wohl ein offenes Ohr für die Probleme der Mädchen hat.

Dafür gibt es aber bis dato keinen Song.

Auf jeden Fall ergibt sich in dieser noch nicht existenten Schulband recht bald der Posten des Bassisten, denn unter den Neuzugängen der Klasse findet sich ein Schlagzeuger, und der besitzt wirklich ein Instrument.

Aber Bassist ist weit und breit keiner aufzutreiben, deshalb erklärt sich Max bereit, diesen Job zu übernehmen.

Er deponiert den Instrumentenwunsch bei verschiedensten Familienangehörigen und wird auf Weihnachten vertröstet. Aber was tun bis dahin? Jetzt haben wir gerade mal Anfang September.

Max kauft von seinem Taschengeld einen Satz Basssaiten und montiert diese auf die ungeliebte Westerngitarre, die seit Jahren in der Ecke seines Kinderzimmers verstaubt.

Der Vater wollte ihm einmal Gitarrespielen beibringen, ist aber nach wenigen Minuten glorreich gescheitert. »Ich werde Fußballer!«, sagte der kurz entschlossene Sohn dem verblüfften Vater ins Gesicht und retournierte ihm das sechssaitige Holzteil.

Max überlegt beim Begutachten der Gitarre, wie er die vier viel zu dicken Saiten auf dem Griffbrett unterbringen

soll. Dann wird die Saitenhalterung mit einer Feile bearbeitet und das Experiment kann beginnen.

»Sieht im ersten Moment gut aus und klingt ganz brauchbar«, denkt er nach getaner Arbeit.

»Du, ich muss mit dir reden!«, der Vater betritt das Zimmer, Max stellt die aufgerüstete Gitarre verkehrt ins Eck, damit der Vater die dicken Saiten nicht sehen kann.

»Wenn du zu Weihnachten einen Bass bekommst, möchte ich schon, dass du wirklich darauf spielst und übst. Das ist ein Instrument und kein Spielzeug, das man in eine Ecke stellt, wenn es dich nicht mehr interessiert. Ich weiß gar nicht, ob du überhaupt mit Musikinstrumenten umgehen kannst, denn so wie du dich damals verhalten hast, als ich dir das Gitarrespielen beibringen wollte, kann ich mir das eigentlich gar nicht vorstellen. Hier habe ich dir einmal eine Bassschule gekauft, wo du die Grundbegriffe lernen kannst. Die kannst du dir bis Weihnachten zu Gemüte führen.«

In diesem Moment kracht in der Ecke die gute alte Westerngitarre unter der Spannung der dicken Basssaiten zusammen. Dieses Geräusch wird Max sein Leben lang nicht vergessen, der dumpfe Kracher des Holzes geht durch Mark und Bein und dazu die schreckgeweiteten Augen des Vaters... In solchen Situationen muss er immer an Astrid Lindgrens *Michel aus Lönneberga* denken, nur dass es in der Wohnung keinen Holzschuppen gibt.

Der Vater war in seiner Jugend selbst einmal Bassist gewesen, wie er bei jeder Gelegenheit stolz erzählt. Wie schwer es ist, auf dem Kontrabass die Töne zu treffen, und

wie viel Kraft man benötigt, um dieses Instrument zu bedienen und wie viele Konzerte er in ganz Europa gespielt hat. Tanzmusik. Posaune, Tuba, Kontrabass und Geige. Wer schleppt heutzutage schon so viele Instrumente in der Gegend herum?

Auf jeden Fall waren diese Weihnachten die spannendsten überhaupt, denn bis zuletzt war nicht klar, ob nun ein Bass unter dem Christbaum stehen würde oder nicht.

Geworden ist es dann eine Japankopie eines Fender Jazz Basses, sogar mit Verstärker, dreißig Watt, eine Riesenkiste, die gar nix hergab, sehr schwer und leise. Keine gute Kombination.

Max war es egal, er liebte die Teile, schleppte sie zu Proben in Wohnungen oder Kellern und ließ sie zehn Jahre später, als sie ausgedient hatten, im Haus seiner Exfreundenschwiegermutter in spe verrotten.

Jeder heilige Abend nach diesem wirkte nach dem Ereignis abgeklärt. Erwachsen. Andere Perspektive.

Die weiteren Weihnachten waren natürlich auch sehr schön, zuerst vor allem mit den kleineren Geschwistern, dann mit Nichten und Neffen und zuletzt mit der eigenen Tochter. Sehr lustig, aber diese bedingungslose Vorfreude, die nur ein Kind entwickeln kann, ließ sich trotz seiner sprichwörtlich buddhistischen Vorstellungskraft nicht mehr erreichen.

»Das Kind wird mit Sicherheit einmal eine kriminelle Laufbahn einschlagen«, meint der Klassenvorstand beim Elternsprechtag.

Kurz davor war die Schulband vom Direktor beim heimlichen Proben im Musiksaal erwischt worden.

»Eine Beatband im Musikraum unseres Gymnasiums?«, schrie dieser mit hochrotem Kopf, »Das Herzstück unserer Einrichtung! Wie könnt ihr es wagen, ihr kleinen Rotzlöffel!«

Er schnappte den Gitarristen beim Ohr und zog ihn daran aus dem Zimmer. Es kam zu einem handfesten und lautstarken Streit, bei dem der dickliche Direktor letztendlich die Oberhand behielt. Trotz des Vorwurfes der Nötigung kam es zu Vorladungen, Tränen und schließlich zu einem geplatzten Traum.

Die Band übersiedelte an einem der darauf folgenden Tage, samt Schlagzeug, Gitarren, Verstärker und Hilfe der weiblichen Klassenkameradinnen, mit der Straßenbahn in die elterliche Wohnung des Gitarristen.

Dort angekommen war bereits nach drei Minuten Nettospielzeit klar, dass eine weitere Übersiedlung notwendig sein würde. Wenn nämlich dem Gitarristenvater im Nachbarzimmer das Kaffeehäferl vom Schreibtisch hüpfte, helfen keine Argumente und Beteuerungen mehr.

Aber nachdem die weiblichen Roadies anwesend waren, musste wenigstens kein Umzugstross organisiert werden. Es ging gleich mit der Straßenbahn, praktischerweise hatte der Fahrschein seine Gültigkeit nicht verloren, weiter in ein Schrebergartenhaus an der Alten Donau. Dieses gehörte der Oma eines Freundes.

»Da ist vor dem Sommer die ganze Zeit niemand im Haus, hier könnt ihr rund um die Uhr proben!«, meinte der

sympathische Musikliebhaber, als er die Eingangstür öffnete.

Diesmal war nach einer Stunde Schluss, aber wenigstens konnte man die Instrumente im Haus lassen, bis ein geeigneter Proberaum gefunden war.

Dann hatte die Band ausnahmsweise mal Glück, denn über die Freundin des Schlagzeugers, die sich zwar weigerte, Roadie zu sein («Meine Hände werden da kaputt, wenn ich so schweres Zeug schleppen muss!«), aber sonst sehr nett war, konnte die Band in einer evangelischen Pfarre unterkommen. Ein fensterloser Mehrzweckraum, in dem alle möglichen Treffen der Pfarrjugend stattfanden, war das Ziel ihrer Odyssee.

Die Pfarre hatte sich für die Benutzung des Raumes aber eine Bedingung ausgedacht. Bei jeder Probe platzten für eine halbe Stunde zwei Mitarbeiter der Pfarrjugend herein, um mit den Bandmitgliedern Bibelunterricht zu zelebrieren.

Nach einer Weile versuchte die Freundin des Schlagzeugers (die mit den Händen), mit den Verantwortlichen in der Pfarre zu verhandeln. Ob man diese Fortbildungsversuche nicht unterlassen oder zumindest etwas reduzieren könnte, weil es so gar nicht zum Konzept dieser Musik passe.

Als sie dann, nach getaner Arbeit, zu der wartenden Band in den Innenhof stürmen will, bleibt sie mit dem langen künstlichen Nagel ihres linken kleinen Fingers an dem Türstock hängen und reißt sich bei dieser Aktion die Fingerkuppe ab. Diese pendelt, nur mehr an einem dünnen Hautfetzen hängend, am Finger, und ohne dass das Ergebnis der Verhandlung verkündet wurde, geht es ab ins Spital.

Max und der Gitarrist blieben einstweilen im Proberaum und plötzlich funktionierte das Songwriting wesentlich einfacher und besser: die kreative Zelle dieser Band war geboren.

Nachdem die Schulferien anstanden, verbrachten Max und der Gitarrist im Sommer jede freie Minute im Proberaum. Musikalisch war diese Band ein lustiger Mix, denn die damals aktuelle Strömung der neuen deutschen Welle war nicht zu ignorieren. Nichtsdestotrotz waren die Bandmitglieder verschieden sozialisiert. Während Max eher aus der Hardrockecke kam, was man unschwer an seiner Haarpracht erkennen konnte, waren die anderen Musiker Mods gewesen. Jedes Wochenende ging es mit Motorroller, Parkas und Kurzhaarschnitt von der Kennedybrücke zum Donnerbrunnen.

»Du ungewaschene Sau, wann wirst du endlich gute Musik hören!«, brüllte der Gitarrist Max eines Tages an, als der Mod eine Platte von *The Jam* zelebrierte.

»Wo ist da der Unterschied zu meiner Musik?«, lächelte Max provokant zurück.

Diese Szene war typisch für das Wien der frühen 80iger Jahre: eine im Rock verwurzelte Jugendkultur suchte neue Wege und landete im sterilen New Wave mit deutschen Texten.

So verging die Zeit, der Herbst kam und mit ihm der Schulalltag. Irgendwie war alles aus dem Gleichgewicht geraten, denn Max wechselte nach einem katastrophalen

Semester mit fünf ›Nicht Genügend‹ von der AHS in den polytechnischen Lehrgang.

»Es ist egal!«, meinte der Vater. »Ich möchte, dass du in die Krankenpflegeschule gehst und dazu brauchst du einen positiven Abschluss dieser Schulstufe.«

Diese Vorgabe wurde mit allen Konsequenzen erfüllt, für die Band bedeutete das de facto die Auflösung.

Nun kam es zu einer längeren bandfreien Periode in Max' Leben, denn in der Berufsausbildung war vorerst kein Platz für solche Spinnereien.

Max traut seinen Augen nicht, er muss den Zettel einige Male lesen, bevor er den Sinn der Wörter begreift.

Nach der ersten Schrecksekunde geht er ins Badezimmer und wäscht sich sein Gesicht mit kaltem Wasser. Er blickt in den Spiegel und wundert sich über sein Aussehen. Die Bilder, die er über sich in seinem Kopf transportiert, sehen anders aus. Jünger, knackiger, entspannter.

»Gut, dass mich jetzt niemand sehen kann!«, murmelt er seinem Spiegelbild zu.

Links neben dem Waschbecken befindet sich die Waschmaschine, deren Oberseite mit einem geschmackvollen Tuch bedeckt ist. Darauf liegt Krimskrams seiner Frau Helena, verschiedene Haarspangen, ein Foto, Bürsten und Wischtücher.

Die Suche nach seiner Familie endet vorerst einmal beim Kühlschrank in der Küche, dort findet er eine gut gekühlte Flasche Bier.

Zur Musik von *Day is Done* hat er wieder auf seinem Schaukelstuhl Platz genommen. Der alte Nick Drake Song wird hier vom Brad Mehldau Trio interpretiert, eine wirklich gelungene Version.

Max lässt seine Gedanken schweifen. Von dem Zettel, der an eine Schnitzeljagd erinnert, bis zur Geschichte des Schaukelstuhls gehen ihm die verschiedensten Szenen durch den Kopf.

Apropos Schaukelstuhl: das wackelige Teil ist ein Überbleibsel aus seiner Kindheit. Er selbst war ein fünfjähriger Zeitzeuge, als seine Mutter diesen Stuhl zu Weihnachten geschenkt bekam.

»Wahrscheinlich von Oma«, denkt Max nun, »die haben sich gegenseitig immer unnötigen Krempel geschenkt.«

Die Beziehung zwischen seiner Mutter und Großmutter könnte man als Hassliebe bezeichnen und diese wiederum war ein Spiegelbild der mütterlichen Seelenlandschaft.

Er erinnert sich noch an die Abschiedsszene jenes Morgens. Wie so oft wollte Max zur Schule laufen, doch diesmal hatte ihn die Mutter umarmt und sehr herzlich verabschiedet. Verklärter Blick, nochmalige Umarmung.

»Sehr seltsam«, dachte Max bei sich.

Als er dann am frühen Nachmittag wieder in die elterliche Wohnung zurückkam, war es ungewöhnlich still.

Mit seinen zwölf Jahren und der Unbekümmertheit eines Kindes dachte er nicht gleich an etwas Schlimmes. Erst als er nach einigen Minuten aufs Klo gehen wollte und die Tür versperrt war, klingelten seine Alarmglocken.

Max schüttelt den Kopf, als würde er diese Erinnerung wie ein lästiges Insekt abwerfen können.

Plötzlich schmeckt ihm das Bier nicht mehr, er geht ins Bad und leert den Rest in den Abfluss.

Er nimmt das Foto von der Waschmaschine. Es zeigt Helena, aufgenommen bei einer Wanderung in den Abruzzen, sie ist dort vor einigen Jahren mit ihrer besten Freundin für eine Woche abgetaucht.

Max kann sich deshalb noch erinnern, weil ihn damals ein Musikerkollege gefragt hat, wo sie denn hingereist sei.

»In de Abruzzen...«, antwortete Max, woraufhin sich der Kollege vor Lachen schüttelte.

»Scheißdinedanbrunzzn?«¹

Da dieses Foto normalerweise in der Küche an der Pinnwand steckt, begibt er sich dahin, um den Stammplatz zu untersuchen, und siehe da: an dieser Stelle befindet sich eine herausgerissene Seite aus dem Frida Kahlo Kochbuch, und zwar die mit dem kalten Schweinebraten in feuriger Sauce. In dem Buch wird dieses Rezept bei einem Aprilausflug von Frida und Diego nach Xochimilco erwähnt.

»Die schwimmenden Gärten von Mexiko City, das wäre doch etwas«, murmelt Max und holt das Buch aus der Küchenkredenz.

Er probiert ein paar Mal, die Nummer seiner Frau anzurufen, landet aber immer auf ihrer Mailbox.

Bei dem angesprochenen Kapitel im Kochbuch findet Max ein Bild mit diesen typischen blumengeschmückten Booten, wobei ihm sofort der mit Lippenstift eingekreiste Name eines Bootes ins Auge springt: BERTHA.

¹ Scheißdinedanbrunzzn: Wortspiel mit dem wienerischen Ausdruck für »inkoten« oder »ängstlich sein.«

Big Bertha wiederum ist der liebevolle Spitzname eines italienischen Kontrabasses, den Max vor einigen Jahren erworben hat. Ein wunderbares Stück, sehr massiv und meisterhaft verarbeitet, besonders schöner Klang, aber mit einem Schönheitsfehler. Jemand hatte der Vorderdecke ein tränenförmiges Stück von der Größe eines Schneidbrettes entfernt und dann kunstvoll ein minderwertiges Stück Holz eingesetzt. Nichtsdestotrotz klingt der Bass extrem fein und Max war dieses äußerliche Manko nicht wichtig. Im Korpus befindet sich sogar ein Zettel:

Andreas Borelli fecit Parmae

Anno 1726

Dieser Zettel gibt Auskunft, welcher Geigenbauer den Bass gebaut hat und wie alt diese Geige ist. Wenn der Zettel echt ist, kann er den Wert eines Instrumentes enorm steigern. Deshalb gibt es aber auch genügend Fälschungen.

Da Max den Bass im Mittelburgenland recht billig von einem alternden Csárdás-Bassisten erworben hatte, nahm er von vornherein an, dass dieses Instrument nicht besonders wertvoll sei.

Auch sein Geigenbauerfreund Herbert machte ihm keine großen Hoffnungen: »Die Kiste ist zweifelsohne so alt wie angegeben, hat aber bereits einige Ersatzteile eingebaut. Neben dieser offensichtlichen Wahnsinnstat an der Vorderplatte ist auch der Hals im Nachhinein eingebaut worden. Französisch würde ich meinen...«

Max spielte mit dem Bass, sehr zur Zufriedenheit aller Beteiligten, bereits einige wichtige Konzerte und Tonträger ein.

Aber nun zurück zum blumengeschmückten Boot im Kochbuch.

Der Name BERTHA ist mit Lippenstift eingekreist und mit folgendem Vermerk versehen:

siehe Seite 148.

Max blättert schnell zu der angegebenen Seite, er sieht einen schönen weißen, gedeckten Tisch mit verschiedensten Töpfen und Tellern, in der Mitte eine Pfanne mit frittierten Fischchen neben einem tränenförmigen Holzbrett. Die Farbe und die Form des Brettes verpassen ihm einen Stich ins Herz und kurz darauf einen kalten Schweißausbruch.

Bei genauer Betrachtung des Fotos sieht Max am linken Rand einen Kontrabass an der Wand lehnen. Einen Kontrabass mit einem tränenförmigen Loch in der Vorderplatte. Die Größe und die Farbe des Brettes am Tisch und des Loches in der Bassgeige sind praktisch ident. Abgesehen davon sieht man auf dem Brett ein kunstvoll geschnitztes Symbol.

Max nimmt das Buch und läuft in sein Arbeitszimmer:

»Das gibts einfach nicht!«, flüstert er, als er seine *Big Bertha* mit dem Foto vergleicht, »Da kommst du also her!«

ENDE DER LESEPROBE